

---

## „Trenderle“ und „Holegrasch“: Spuren jüdischen Brauchtums in der Ortenau

*Martin Ruch*

Die Auslöschung der jüdischen Gemeinden in der Ortenau durch den Nationalsozialismus bedeutete auch das Ende eines lebendigen jüdischen Brauchtums. Die überwiegend religiösen, aber auch die weltlichen, alltäglichen Bräuche hatten den Juden geholfen, ihre kulturelle Identität in einer nichtjüdischen Umwelt zu bewahren. Oder, wie es Maria Schwab in ihren Erinnerungen an das jüdische Leben in Altdorf in der Ortenau gesagt hat: „Vor Jahrtausenden nahmen die Juden ihre Feste und das Brauchtum, das sich um sie rankte, sogar ins Exil mit. Durch die Feier der jüdischen Feste in der Diaspora wurden die starken geistigen Bindungen geschaffen, die das jüdische Volk selbst in den schwierigsten Zeiten der Not an den Glauben und an das Land der Väter knüpften. Auch im Leben der Juden unserer Heimat spielten die alten Überlieferungen eine zentrale Rolle.“<sup>1</sup>

Dabei war immer zu unterscheiden gewesen zwischen strenger Ausübung vorgeschriebener liturgischer Rituale und dem eher liberalen Umgang mit der Tradition. Alle denkbaren Varianten der Brauchtumpflege gab es in den Landgemeinden und in den Städten. In vielen Untersuchungen zur Geschichte der Ortenauer Juden werden stets, wenn auch in variierender Ausführlichkeit, solche lokalen Bräuche beschrieben. Überlebende Zeitzeugen oder die christlichen Nachbarn von einst erinnerten sich an das frühere Leben. Als Beispiel für eine solche Publikation steht die Arbeit von Elfie Labsch-Benz über die jüdische Gemeinde Nonnenweier, die bereits im Untertitel ankündigte, „Leben und Brauchtum in einer badischen Landgemeinde zu Beginn des 20. Jahrhunderts“<sup>2</sup> zu dokumentieren. Alltag und Festtage sowie besondere Ereignisse im Lebenszyklus von der Geburt bis zum Tod sind in dieser Veröffentlichung im Blick auf das in Nonnenweier damit verbundene Brauchtum geschildert. Auch Rosalie Hauser hat in ihren Erinnerungen an das Alltagsleben des 19. Jahrhunderts in Rust<sup>3</sup> viele Bräuche festgehalten.

Der folgende Überblick möchte einen kurzen Einblick in diese verlorengegangene Vielfalt geben anhand ausgewählter Bräuche. Eine systematische Zusammenstellung dieser Formen der jüdischen Kultur, eine „Volkskunde der Ortenauer Juden“ also, steht noch aus.<sup>4</sup>

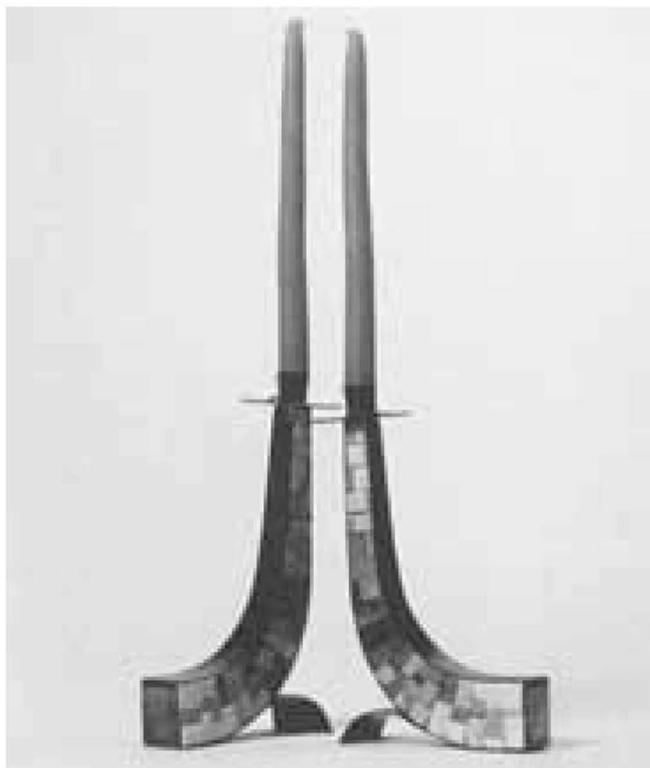
### *Der Sabbat*

Der Sabbat („Schabbes“) als der wichtigste Tag im jüdischen Leben „schmeckt wie die kommende Welt“, so eine alte Legende.<sup>5</sup> Seit Jahrtausenden wurde er als der zentrale Tag der Ruhe begangen, denn in der Bibel steht: „Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebenten Tag ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes“ (2. Buch Mose 20, 8–10). Der Sabbat beginnt wie alle Tage im jüdischen Kalender mit der hereinbrechenden Freitagnacht und dauert 24 Stunden. Jede Form der Arbeit ist in dieser Zeit verboten.

Wie der Sabbat in Schmieheim um 1916 gefeiert wurde schilderte aus persönlichem Erleben der Offenburger Siegfried Schnurmann im Rückblick auf die Kindertage: *„Ich bin da gestanden am ‚Löwen‘, da kamen die Postkutschen mit Pferdegespann, und da sind dann die Juden ausgestiegen, die jüdischen Männer, verschmutzt und abgehärmt, und alle kamen vom Randgebiet. Und manche sind zu Fuß gegangen. Und wie’s dann zwei Stunden später war, bin ich zur Synagoge gegangen, die Synagoge war hell erleuchtet, und aus allen Häusern kamen die Juden, und alle im schwarzen Anzug mit Zylinder: Sie sind andere Menschen geworden. Man hat ihnen angemerkt: Jetzt sind sie frei. Auch frei von sozialer Notlage, frei von Unterdrückung, sie fühlten: ‚Des isch ihr Schabbat.‘ Da hat man ihr ‚Ich‘ gefühlt. (...) Und wenn ich zurückgekommen bin nach Offenburg und hab das verglichen mit unserem Schabbat: Ganz, ganz, ganz anders. Es war nicht diese Würde und diese Feierlichkeit, und auch nicht diese kontrastische Umstellung. So wie in Offenburg, in der Stadt, der Jude in die Synagoge ging, so war er auch am Werktag.“<sup>6</sup>*

An anderer Stelle erinnerte sich Siegfried Schnurmann deutlicher an den Offenburger Sabbat. *„Natürlich haben wir zu Hause den Sabbat gefeiert! Vater hat dazu die Segenssprüche über Wein und Brot gesprochen, den Kiddusch, worin Gott gelobt wird, daß er die Frucht des Weinstocks geschaffen und Brot aus der Erde hervorbringt. Dann das Tischgebet, das Dankgebet. Ich habe dazu immer eine Flasche Wein geholt im Gasthof ‚Sonne‘.“<sup>7</sup>*

Auch Arnold Lederer berichtete über den Offenburger Sabbat: *„Es waren zwar mehr wie zehn, aber es waren nicht viele Juden in der Synagoge. Mein Vater beispielsweise ging mehr oder weniger regelmäßig jeden Samstag zur Synagoge. Die jüdischen Geschäfte waren fast alle geöffnet am Samstag und die jüdische Jugend, die bis Volksschule, 13–14 Jahre, ging mehr oder weniger in die Synagoge. Die gingen am Freitag abend aus Respekt vor dem Lehrer, – ich hatte Ihnen gesagt, er war auch Vorbeter – aus Angst ging man zum Teil zur Synagoge. Dagegen an den hohen Festtagen, an Feiertagen, gingen die Juden zur Synagoge, die war dann überfüllt,*



*Sabbat-Leuchter. Israel ca. 1980.  
Sammlung Siegfried Schnurmann,  
Museum Offenburg*

*vollkommen besetzt. Da waren auch die meisten, oder fast alle jüdischen Geschäfte geschlossen. Diese Feiertage waren das Neujahr und der Versöhnungstag.“<sup>8</sup>*

1929 schrieb in ihrem Tagebuch die Offenburger Jüdin Sylvia Cohn über den Sabbat und wie ihn die älteste Tochter Esther (geb. 1926) erlebte:

*„Estherle kann aber auch sonst noch beten; wenn es Freitag Abend zum Kiddesch machen aufbleiben darf, dann strahlen seine Augen hell, so hell wie der Glanz der Kerzen, die am Sabbat-Abend auf dem Tisch brennen und in Estherles Herzchen die Feierstimmung anzünden. Wenn es dann seine Maze bekommt, so betet es tadellos auswendig die schweren, hebräischen Worte ‚Baruch ato adonai / elahemu melech haolam / hamozi lechem min Haaretz.‘<sup>9</sup> Ist das nicht viel für so ein kleines 2-jähriges Kerlchen? Dann sind auch Vati und Mutterle tüchtig stolz und die kleine Heldin nicht minder!“<sup>10</sup>*

An seine Zeit als Schusterlehrling in Offenburg um 1865 erinnerte sich der Sozialdemokrat Joseph Belli: *„Sehnsüchtig betrachtete ich einmal beim Kleiderhändler Weil durch das Schaufenster eine Hose, die mir sehr gefiel. Er bot sie mir an für sieben Gulden. Da klagte ich ihm mein Leid. Dazu meinte er, ich solle alle Sonnabend einen halben Gulden bringen. So bekam ich die Hose. Als strenggläubiger Israelit nahm er am Sabbat kein Geld in die Hand, da warf ich die Rate stets selbst in seine Schublade.“<sup>11</sup>*

Über den Freitagabend im Rust des ausgehenden 19. Jahrhunderts schrieb Rosalie Hauser (1840–1924): „Nur mit Wehmut denke ich an die Freitagabende, die einzig in ihrer Art waren, zurück. Da wurden zur genau bestimmten Zeit die Geschäfte geschlossen, alle Arbeit abgebrochen und man kleidete sich festlich für den Synagogenbesuch. Nach dem feierlichen Gottesdienstbesuch versammelte sich die Familie im schön geschmückten und festlich erleuchteten Zimmer, wo vorschriftsmäßig zwei übereinandergelegte weiße Tücher den Tisch bedeckten. Auf Vaters Teller lagen 2 Berches (Mohnzopf) mit einem schön gearbeiteten Deckchen bedeckt. Vor und nach dem Mahl wurden fromme Lieder gesungen. Das Ganze hatte etwas Feierliches, Weihevolltes und man überließ sich gerne diesem Gefühl, nach einer Woche voller Arbeit und Mühe. (...) Wir gehörten nicht zu den allerfrommsten, die sich Samstags nicht einmal seifen oder ihre Haare kämmen durften; aber wir zündeten an diesem Tage weder Feuer noch Licht selbst an, berührten solches sogar nicht einmal. Die Speisen auf Samstag bereiteten wir am Freitag schon. Das Licht- und Feueranzünden besorgte die ‚Schabbesmagd‘“<sup>12</sup>

„Die Friesenheimer Juden ließen sich diesen Dienst von befreundeten Christen oder Nachbarskindern, die am Morgen ins Haus kamen, besorgen. Manche ältere Friesenheimer erinnern sich noch an das Berchesbrot (Sabbatbrot), das sie als Dank für ihre Dienste als ‚Schabbesgoi‘ erhielten.“<sup>13</sup>

Nonnenweier: „Zum Feuermachen kam am Sabbat eine christliche Frau, Schabbesgoia genannt. Morgens und abends kümmerte sie sich um das Feuer im Herd, im Winter machte sie auch Feuer in den Heizöfen. Sie erhielt am Schabbes ein Stück Sabbatbrot und etwas Obst, entlohnt wurde sie am Jahresende. Auch christliche Kinder übernahmen diese Aufgabe. In manchen Familien war aber dieser Brauch nicht mehr wirksam, man überwachte selbst das Feuer und zündete auch Licht an.“<sup>14</sup>

An die Schulzeit erinnerte sich ein Jude aus Nonnenweier: „Als ich nach Lahr ins Gymnasium kam, durfte ich am Sabbat oder an den Feiertagen nicht mit der Bahn fahren. Mein Vater hat mir in Lahr ein Bett gemietet zum Übernachten, und ich mußte am Samstag nach Schulschluß zu Fuß die ungefähr elf Kilometer von Lahr nach Nonnenweier durch Feld und Wald gehen. Am Samstag und an Festtagen durfte ich in der Schule nicht schreiben.“<sup>15</sup>

„Jüdische Schüler aus Schmieheim, Altdorf, Rust und Kippenheim, die sonst mit dem Fahrrad zum Gymnasium nach Ettenheim fahren, kamen am Sabbat zu Fuß den weiten Weg, denn Radfahren war körperliche Tätigkeit, war Arbeit und damit untersagt. (...) Zum Straßenbild von Altdorf gehörten damals am Samstag festlich gekleidete frohgestimmte, spazierengehende Juden. Mir ist noch gut gegenwärtig, wie meine Geschwister und ich von unserer Nachbarin ins Haus gerufen wurden, um ein Streichholz anzuzünden, und es dann unter Papier und Späne zu halten. Für solche und ähnliche kleine Dienste gab es dann immer ein ‚Gutsili‘“<sup>16</sup>

Eine bemerkenswerte Erinnerung an ein Sabbatgeschehen hat für Diersburg Arnold Lederer (geb. 1913 in Diersburg, 1923 Umzug nach Offenburg, 1933 Emigration nach Frankreich) notiert:

*„Meine Mutter erzählte, als sie noch nicht verlobt war, war sie in Diersburg bei ihrer Tante in einer Wirtschaft, dem badischen Hof, der eine jüdische Wirtschaft war bis 1940. Und an einem Freitagabend war meine Mutter gewohnt, daß man den Segen vor dem Sabbat spricht vor dem Essen. Doch es hat gedauert und niemand hat sich an den Tisch gesetzt. Man nennt diesen Segensspruch den Kiddusch. Kiddusch, die Wurzel davon ist ‚heilig‘, den Sabbat heiligen. Und meine Mutter war ungeduldig als junges Mädchen, hat gefragt: ‚Wann wird man Kiddusch machen?‘ Da war ein Mann in der Wirtschaft, der hat gesagt: ‚Wenn es nur das ist! Dann mach ich eben den Kiddusch.‘ Und der Mann hat den Kiddusch gemacht und meine Mutter war zufrieden. Dieser Mann war ein nichtjüdischer Nachbar, den ich nicht gekannt habe. Er war so mit den Bräuchen der Juden vertraut und hat den Wortlaut gesprochen, auch wenn er gar nicht verstanden hat, was er gesagt hat, aber er kannte auch die Sprache des Jüdisch-Deutschen. Der war vollkommen auf dem Laufenden.“<sup>15</sup>*

Frieda Blum (geb. 1928) hat ebenfalls in Diersburg am Sabbat ausgeholfen: *„Am Samstag hat die Frau Bruchsaler, die neben der Linde gewohnt hat, immer schon auf mich gewartet, wenn ich von der Schule nach Hause ging. Dann hat sie mich hinein gebeten, damit ich ihr das Feuer anzünden sollte. Dafür habe ich dann immer Matzen bekommen. Die haben fad geschmeckt, aber mir ist das in wunderbarer Erinnerung.“<sup>18</sup>* Auch Baron Albert Freiherr Roeder von Diersburg war ein „Schabbesgoi“: *„Bevor ich zur HJ ging, kehrte ich bei unseren jüdischen Nachbarn ein, bei der Familie Bruchsaler, um ihnen am Schabbat das Feuer anzuzünden.“<sup>19</sup>*

Nicht nur für Kehl und das Hanauerland, sondern für die Landgemeinden der Ortenau galt, was Friedrich Wertheimer, aus Kehl gebürtig, festhielt: *„Der Samstag, der Sabbat, hier im Hanauerland hieß er Schawes, war für uns so heilig wie der Sonntag für die Christen. Und keiner unserer Mitbürger hat sich daran gestört.“<sup>20</sup>*

### *Pessach*

Pessach ist das erste unter den in der Bibel genannten großen jüdischen Festen. An diesem Tag wird der Auszug der Juden aus der ägyptischen Knechtschaft gefeiert. Es ist ein mehrtägiges Familienfest, an dem man abends zusammensitzt, isst und trinkt und an die biblische Geschichte erinnert. Gerade der erste Pessachabend, der Seder (= Ordnung), ist von Bedeutung. Die Lesung der Haggada (ein kleines Buch, das die Geschichte

vom Auszug aus Ägypten enthält), das Ritual und die Speisen folgen dabei einer tradierten Ordnung.

### *Sederabend*

In die Mitte der Sedertafel wird ein Teller mit symbolischen Speisen so gestellt, dass sechs verschiedene Speisen getrennt und deutlich sichtbar gezeigt werden können. Sie werden bei der Seder-Andacht benannt und ihre Symbolik in jedem einzelnen Fall erläutert. Es handelt sich um: 1. Maror (bittere Kräuter), 2. Karpas (eine Gemüsesorte), 3. Chasseret (eine bitter schmeckende Gemüsesorte), 4. Charosset (eine Mischung aus Nüssen und Äpfeln), 5. Seroa (Schenkel- oder Halsknochen des Geflügelbratens), 6. Beza (ein hartgekochtes Ei). „Maror“, das Bitterkraut, symbolisiert das bittere Los der Israeliten in der ägyptischen Sklaverei.

In einem humoristischen Gedicht hat die Offenburgerin Sylvia Cohn eine Familienfeier am Sederabend um 1930 bedichtet und dazu einen ausladenden Sonnenschirm gezeichnet:

*„Wandern, wandern muß ein jeder / einer früh'r, der andre später / und besonders heut beim Seder / wandern wir im Geist der Väter / durch die lange Wüstennacht / bis die vierzig Jahr vollbracht! / Vor der Wandrung Ungemach / schütz euch dieses Sonnendach“<sup>21</sup>*

Nonnenweier: *„Normalerweise hat jede Familie bei sich den Seder gegeben. Wenn mehrere Generationen am Ort waren und beide Großeltern noch lebten, hat der Großvater die ganze Familie zu sich geladen. Nach dem Essen begann ein gemütlicher Teil des Abends, man hat viele Psalmen gesprochen und sich unterhalten über den Inhalt der Hagadah und über deren Auslegung. Wenn unter den Anwesenden gelehrte Leute waren, die sich darauf verstanden, die Hagadah zu interpretieren, hat sich der Abend ausgedehnt. In Nonnenweier war dies nicht der Fall, die Leute haben nur gewußt, was für Aussprüche in der Hagadah stehen.“<sup>22</sup>*

1943 waren die beiden Offenburger Mädchen Myriam und Eva Cohn im sicheren Schweizer Kinderheim der Lily Volkart in Ascona bei Locarno angekommen. In Briefen an den Vater in England schrieben sie:

*„Am 5. Mai 1943 schmückte ich das Photo unserer Sylveta (Geburtstag der Mutter Sylvia, die aber bereits am 30. September 1942 in Auschwitz ermordet worden war, was die Mädchen noch nicht wussten. Anm. Ruch) mit Flieder. Geheult habe ich nicht, aber viel für sie gebetet. Und habe mich in Erinnerungen versunken. Warum Dir die Maror an Pesach so besonders bitter geschmeckt hat und die Hagada dieses Jahr eine ganz andere Bedeutung hatte, läßt sich leicht erraten. (...) Myriam.*

*Ende März 1944*



*Sederteller. Anfang 19. Jahrhundert. Judaica-Sammlung Museum Offenburg.*

*Heute ist Sonntag und der Seder ist nur den ersten Tag gefeiert worden, nicht schlecht, aber den Polnischen Ritus und an den kann ich mich nicht gewöhnen. Na, hoffentlich feiern wir den nächsten Seder beisammen.*<sup>23</sup>

Rosalie Hauser erinnerte sich an Rust: *„Eine längliche Zinnschüssel war ebenfalls in unserem Besitz; ebenso eine prächtige, mit allerlei Zirronten (rankenförmige Ornamente) gravierte „Sederplatte“.*<sup>24</sup>

Der aus Nonnenweier gebürtige Ludwig Frank, bedeutender sozialdemokratischer Politiker (1874–1914), schrieb an Ostern 1914 anlässlich eines Besuches bei den Eltern an die Mannheimer Jüdin Hedwig Wachenheim: *„Ich bin allein daheim (die anderen sind in der Synagoge) und horche auf die Osterglocken und auf die schweren Tritte der Bauern, die mit ihren geputzten Frauen und Töchtern in die Kirche ziehen. (...) Ich habe*

*die Heimat so schön gefunden, wie fast noch nie, – den blauen Himmel und die herb-frische Luft und viele einfache Menschen. Die Sedernächte, die Du wohl nur aus der Oper oder dem Roman kennst, haben auf mich wieder gewirkt wie ein erlebtes Märchen, das mich mit den Jahrhunderten vor mir verbindet.*“<sup>25</sup>

In den meisten jüdischen Familien Offenburgs wurde ebenfalls der Sederabend begangen. Siegfried Schnurmann wusste noch, dass man überall einen speziellen Teller dafür hatte.<sup>26</sup>

Das Museum im Ritterhaus besitzt in seiner Judaica-Sammlung einen solchen Sederteller aus Zinn aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Er wurde 1983 zur Vervollständigung der Sammlung im Straßburger Handel erworben und trägt die hebräische Umschrift: „Das ist das Brot des Elends, das unsere Väter im Land Ägypten gegessen haben.“<sup>27</sup> (Abb. S. 107).

Dorothea Siegler-Wiegand (geb. 1920) erinnerte sich noch im Mai 2008 bei einem Gespräch mit dem Verfasser an Besuche im Haus der jüdischen Großeltern Joseph und Rosa Lion in Ettenheim. Sie war damals etwa sieben Jahre alt: *„Es war immer ein Gefühl wie in einen warmen Mantel eingehüllt, so heimelig war es dort. Großmutter war eine Seele von Mensch. An Pessach lagen auf dem Sederteller die verschiedenen Speisen, bittere Kräuter und Süßes. Ich erinnere mich, daß Großmutter immer dafür sorgte, daß ich die bitteren nicht essen mußte. Am Sabbat brach Großvater die Barches und segnete den Wein. An Chanukka wurden Kerzen angezündet. Großvater war ein frommer Jude und beachtete die Speisegesetze. Als er krank bei uns zu Hause in Offenburg lag, besorgte ihm meine Mutter koschere Speisen. Ich hörte über ihn, daß er auf die Melodien bekannter deutscher Volkslieder hebräische Texte in der Synagoge gesungen habe.“*

Auch für Nonnenweier ist diese musikalische Praxis belegt: Während am Sabbat der Kantor alle Gebete selbst vorbetete, haben an den Feiertagen auch Laien das Musafgebet gesungen. *„Ich erinnere mich an etwa drei sogenannte Baal Tefilot (Laienvorbeter); sie verwendeten die Melodien von alten deutschen Volksliedern, z. B. ‚Sommers letzte Rose‘. Es war natürlich eigenartig, hebräische Lieder nach Volksliedermelodien zu hören und ich habe das immer besonders genossen.“*<sup>28</sup>

In Erinnerung an den überstürzten Auszug aus Ägypten isst man an Pessach Matzen in Anlehnung an den Bibeltext: „Und das Volk trug den rohen Teig, ehe er durchsäuert war ...“ (2. Buch Mose 12, 34).

Altdorf: *„Vor Pessach herrschte auch in Kaufmanns ‚Matzen-Bäckerei‘ Hochbetrieb. Schon wochenlang vor dem Fest hatten so manche Altdorfer eine Anstellung und damit willkommenen Verdienst gefunden. Nicht nur für die Altdorfer Juden wurden die Matzen gebacken, diese Fladenbrote wurden an viele Judengemeinden in ganz Deutschland verschickt.“*<sup>29</sup>

Nonnenweier: *„Die Matzen wurden von dem in einem Nachbarort ansässigen Matzenbäcker geschickt, entweder in großen Paketen, oder ein*

paar Tage vor Pessach in einem Wagen, der in Nonnenweier in einem Raum untergestellt wurde. Dort holten dann die Leute die Matzen ab.“<sup>30</sup>

Offenburg: „Die Matzen gab es von der Matzenbäckerei Hoffmann in Schmieheim, der hat für die ganze Gemeinde gebacken, das war unsere Matzenbäckerei. Matzenmehl und Matzen, alles gab es von dort.“<sup>31</sup>

In einem Brief aus Offenburg an den bereits nach Dänemark ausgewanderten Sohn Siegfried schrieb Mutter Schnurmann im April 1938: „Laß Dir zum Schluß des Festes noch die Mazzenknöpfe gut munden. Deine dich liebende Mutter“<sup>32</sup>

Und am 30.3.1939 schrieb sie ebenfalls an den Sohn:

„Die Matzennot ist für uns schon ein Problem und wäre es wirklich nett, wenn deine bestellten rechtzeitig hier ankämen. Du kennst ja den früheren Umsatz an Matzen bei uns. Auch da heißt es Umstellung. Heute ist der letzte jüdische Insasse Frieda Kahn aus dem Vincentiushaus (Offenburg) nach Gailingen gekommen. Nun ist auch diese Stätte judenrein.

Nun heißt es aber wieder zur Arbeit zur Ostervorbereitung, die große Schatten vorauswirft. Vater schreibt die Fortsetzung. Ich verabschiede mich und wünsche Dir recht frohe Feiertage. Mutter.“<sup>33</sup>

Der Offenburger ‚Sonnen‘-Wirt Karl-Otto Schimpf schrieb in seinen Erinnerungen an die Jugendzeit um 1900: „Der kurze Schulweg konnte vom Rathausplatz aus über die Spitalgasse entweder durch die Gymnasiumstraße oder die Schlossergasse genommen werden. Immer gab es da etwas zu sehen und zu erleben. Die beiden ersten Häuser rechts und links in der Gymnasiumstraße gehörten den jüdischen Familien Lemle Bergheimer (heute Schwarz) und Joseph Bergheimer (heute Pfirrmann). Beide betrieben einen soliden, gutgehenden Viehhandel, Frau Joseph Bergheimer, ein liebenswertes, mütterliches Frauchen, wandte uns als Klassenkameraden ihres Sohnes Emil ihr besonderes Interesse zu. Um die Zeit des jüdischen Pessahfestes paßte sie uns Sextaner und Quintaner auf dem Heimweg regelmäßig ab und schenkte uns ungesäuerte Matzen, die uns wegen ihres faden Geschmacks keine große Freude bereiteten.“<sup>34</sup>

In manchen Gemeinden Europas wurde ein Stück Matze an einer Wand der Synagoge aufgehängt als ständige Ermahnung der Gläubigen.<sup>35</sup> Denn in der Bibel steht: „Sieben Tage sollst du Ungesäuertes essen, auf dass du des Tages deines Auszugs aus Ägyptenland gedenkst dein Leben lang“ (5. Buch Mose 16, 3).

Auf diese Textstelle geht wohl auch der Ortenauer Brauch zurück, in den Häusern ein Stück Matze aufzuhängen. Jedenfalls ist er für Nonnenweier registriert worden: „Ein Stückchen Mazzoth, das man an Pessach beiseite gelegt hatte, wurde im Haus aufgehängt zum Schutz gegen Unheil.“<sup>36</sup> Und aus Rust berichtete Rosalie Hauser von der weiten Verbrei-

tion dieses Brauches: „Viele Bauern glauben heute noch, daß wenn eine Matze im Hause ist, der Blitz keine Gewalt über dasselbe habe und halten deshalb stets eine solche im Hause.“<sup>37</sup>

### *Rosch Haschana*

Das jüdische Neujahrsfest Rosch Haschana und Jom Kippur, der Versöhnungstag, sind rein religiöse Feste. An diesen Tagen wird das Schofar, das Widderhorn, geblasen.

Bertel Schnurmann aus Offenburg am 10.9.1939 an den Bruder Siegfried:

*„Mein lb. Siggerle! Wir nähern uns immer mehr Rosch-haschanah u. immer noch Galuth (Leben im Exil, d. h. noch nicht in Palästina, wohin Bertel Schnurmann die Ausreise erst später und unter abenteuerlichen Bedingungen gelang, siehe ‚In ständigem Einsatz‘). Es wäre so schön gewesen, wenn Du, mein lb. Brüderle mit den lb. Eltern die Feiertage in L. (Luxemburg) hättest verbringen können. Wir sind halt Pechvögel. Morgen heißt es wieder nach Hause und wird es dieses Jahr ein trauriges Rosch-haschanah-Fest sein. Ob es wohl in Offenburg Minjan (die zur Abhaltung des Gottesdienstes erforderliche Mindestzahl von zehn männlichen Juden) gibt und wir Gottesdienst abhalten können? Ein Feiertag ohne Gottesdienst ist wie das Essen ohne Salz. (...). Was wird uns das Neue Jahr bringen, hoffentlich einen recht baldigen Frieden, so daß wir das nächste Rosch-haschanahfest gemeinsam wieder feiern können. (...) Deine Schwester Bertel“<sup>38</sup>*

### *Sukkot*

Das Laubhüttenfest ist ein großes Fest im jüdischen Kalender. Gewöhnlich fällt es in den späten September oder in den Oktober. Basis ist auch hier ein Bibeltext: „Sieben Tage sollt ihr in Laubhütten wohnen, dass eure Nachkommen wissen, wie ich die Kinder Israels habe in Hütten wohnen lassen, als ich sie aus Ägyptenland führte“ (3. Buch Mose 23, 42–43).

Die Laubhütte hat wahrscheinlich ihren Ursprung in einer provisorischen Unterkunft der Winzer während der Weinernte, die um diese Zeit stattfindet.

Es ist ein alter jüdischer Brauch, am Laubhüttenfest eine geschmückte Hütte draußen vor dem Haus zu errichten, darin zu essen, mit Freunden zusammenzusein und (jedenfalls die frommen Juden haben immer daran festgehalten) auch draußen zu schlafen.

Sie waren auch in Offenburg einmal eine selbstverständliche Erscheinung gewesen, die Laubhütten. In einem Bericht für das Offenburger Tageblatt schilderte ein ungenannter Autor am 8.1.1934 Begebenheiten aus sei-

ner Kinderzeit in der Schlossergasse: „Am Anfang, in der Mitte und am Ende der Schlossergasse wohnte eine jüdische Familie, die jedes Jahr im Herbst zum Laubhüttenfest ihre Lauben vor den Häuschen aufpflanzten und so viele Schaulustige heranzogen.“<sup>39</sup>

Jüdisches Brauchtum hatte natürlich auch in der Lange Straße gelebt, wo sich die Synagoge befand, und Adolf Geck berichtete darüber 1926 als ein intimer Kenner der Traditionen seiner jüdischen Nachbarn und Freunde:

„Das Laubhüttenfest schloß die Feiertagsreihe der israelitischen Gemeinde. Der alte, schöne Gebrauch, in den Höfen Dankeshütten zu errichten, ist beinahe ganz verschwunden. Hier hält unser Bürger Friedrich Mayer, der Synagogenhausmeister, daran fest und errichtete auch diesmal wieder die idyllische Hütte vor dem Aufstieg in den Tempel. Beim Strahlen der elektrischen Lichter, welche die dargebrachten Opfergaben aller Herbstfeldfrüchte beleuchteten, bietet die Klausen ein magisches Bild. Als vor etwa 60 Jahren im Hofe eines gegenüberliegenden Häuschens die erste hiesige Laubhütte errichtet wurde, war sie noch mit Talglichtlein illuminiert.“<sup>40</sup>

Rust: „Am Suckes saß man in der Laubhütte, die mit weißen Tüchern zeltartig umspannt und von deren Laub auch allerlei Obst und Zierat herunterhing, traulich beisammen. An solchen Tagen gehörte man nur sich und seiner Familie an und ließ sich, auch bei drohendem Verlust, durch kein Geschäft stören.“<sup>41</sup>

Nonnenweier: „Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden in Nonnenweier noch von mehreren Familien Laubhütten gebaut, mit Sicherheit bis zum Ende des 1. Weltkrieges. Die Laubhütten wurden mit Früchten und farbigen Bändern ausgeschmückt. Wenn es nicht regnete, hat man alle Mahlzeiten in der „Sukke“ eingenommen.“<sup>42</sup>

Altdorf: „Im Spätjahr herrschte in so manchem jüdischen Hof oder Hausgarten bei den Juden reges Treiben. Bretter wurden zu Wänden zusammengebastelt. Eine Sukka, eine Laubhütte, wurde errichtet. Das Dach bestand aus Reisig und Laub. Es durfte aber nicht zu dicht und deckend sein. Man sollte die Sterne noch sehen können. Zum Andenken an die zeltartigen Hütten, in denen die Kinder Israels auf der Wüstenwanderung hausten, baute man diese leichten Bretterhütten auf. Sogar ein Tisch stand in der Laubhütte. Während des ganzen Festes, das mehrere Tage dauerte, wurden dort die Mahlzeiten eingenommen. (...) Der „Feststrauß“ gehörte zum Zeichen dieser Feiertage. Aus vier Pflanzengattungen sollte er bestehen, dazu gehört der Etrog, der Palmwedel, die Myrte und die Bachweide. „Im Herbst wurden unsere Gärten und Feldraine nach den schönsten Weidenzweigen abgesucht. Mein Bruder Otto streifte mit seinem jüdischen Freund Herbert Wertheimer durch die Felder, um Weidenzweige mit rötlichem Stengel zu suchen. Herbert achtete sorgsam darauf, daß die letzten

*drei Blättchen an der Zweigspitze vollkommen unbeschädigt waren. Auch mußten die Blätter länglich sein.*“<sup>43</sup>

Diersburg: Die folgende Erinnerung an die Diersburger Juden steuerte Bertold Herrmann zur Monographie des Historischen Vereins bei: *„Die Familie Maier Maier, die auf der Südseite neben dem Badischen Hof wohnte, hatte vor ihrem Haus neben der Straße zur Festzeit eine solche Hütte erstellt. Da zwischen dem Haus und der Straße nur wenig Platz ist, war dies genau an der Einfahrt zur Judenstadt, was aber damals schon verkehrsbehindernd war. Ab 1925 erstellte die Familie dann keine Laubhütten mehr.*“<sup>44</sup>

Arnold Lederer: *„Ich erinnere mich an meine Kindheit in Diersburg, wo jede Familie, wenn sie Platz hatte, hinter ihrem Haus eine Laubhütte gemacht hat. Und die Bretter, die dazu dienten, waren immer dieselben. Sie wurden nach dem Fest auf die Seite gelegt und das nächste Jahr wieder geholt.*“<sup>45</sup>

Fritz Eisenmann: *„Ich war damals Korbmachermeister. Da kam eines Tages der Judenlehrer Schloß zu mir und fragte mich, ob ich ihm ein Weidengeflecht machen könnte. Am Laubhüttenfest sollten die Juden nämlich nach ihren Vorschriften in einer Hütte übernachten, in der man den Himmel über sich sah. Hinter der Judenschule war ein Anbau, der mit Ziegeln abgedeckt war. Ich sollte die Ziegel abdecken und ein Korbgeflecht anfertigen, das als Dach aufgelegt wurde, durch das man den Himmel sah. Ich fertigte das Weidengeflecht an und brachte es an der vorgesehenen Stelle an. Ich wurde gut dafür entlohnt. Über einige Jahre hinweg mußte ich am Laubhüttenfest immer das Geflecht an derselben Stelle anbringen.*“<sup>46</sup>

In ihrem Tagebuch schrieb 1939 die Offenburgerin Clementine Neu, geb. Wolff, über einen sommerlichen Besuch im heimatlichen Bodenseedorf Wangen: *„Zurück nach Wangen machte ich Hannelore und Gert die Freude, im ‚Horn‘ das Badehäusle in eine Sukka zu verwandeln. Ketten wurden angefertigt, Körbchen aus Papier geschnitten und mit Blumen, Obst und goldenen Nüssen die Decke verziert. Nach etlichen Monaten unseres sonnigen Aufenthaltes in Wangen, verließen wir in den Halbfeiertagen von Sukkoth unser treuliches Dorf.*“<sup>47</sup>

Clementine Neu stammte aus demselben Dorf wie der Dichter Jacob Picard (1883–1967), der in seinen Erzählungen liebevoll das jüdische Leben auf dem Lande geschildert hat und sich auch an die Laubhütte erinnerte: *„Äpfel, Birnen Walnüsse waren reif und hingen eines Tages neben den grüngelben Kürbissen zwischen farbigen Papiergirlanden und hellroten Hagebutten herab von den Zweigen, die das Dach der Sukka bildeten. Sie stand offen dicht an der Dorfstraße und in ihr nahmen wir während der Festwoche alle Mahlzeiten, beteten und sangen. Und wir Buben hatten geholfen, die Bachweiden für den Lulav zu schneiden, ja sie manchmal allein holen zu dürfen draußen am Berghang, wo der Mühlbach herabschoß.*“<sup>48</sup>

Ich konnte noch im Jahr 2008 eine Erinnerung an die Offenburger Laubhütte festhalten. Franziska Weis (geb. 1926) berichtete: *„Ich habe noch gute Erinnerungen an Familie Lion, die eine Zigarrenfabrik hatten. Sie wohnten in der Rheinstraße und besaßen einen geschlossenen Balkon, der mit Zweigen und grünen Girlanden zur Laubhütte gemacht wurde. Kerzenlicht, grüne Dekorationen – es war eine besondere Atmosphäre.“*

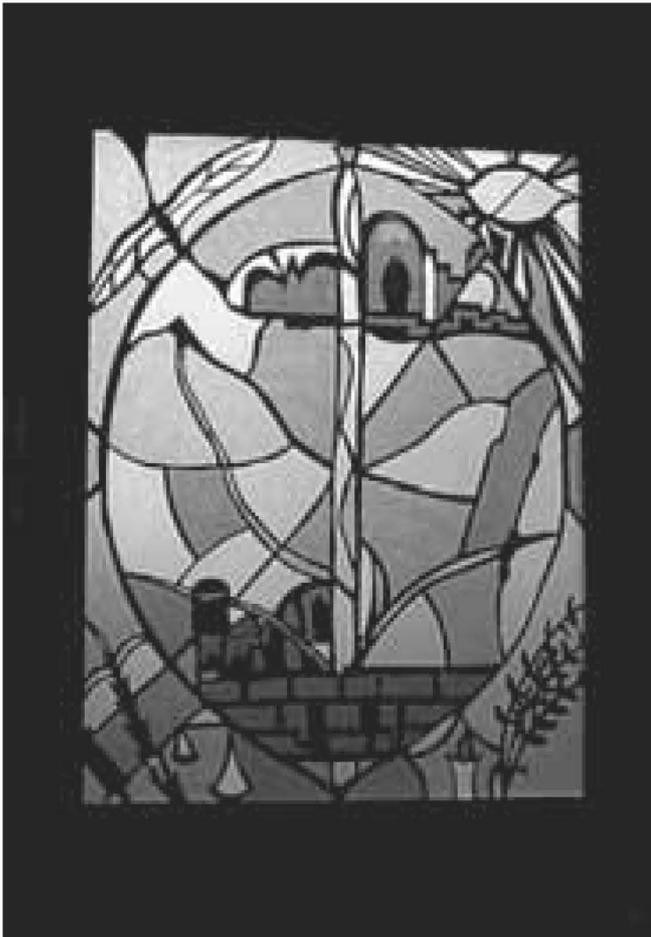
#### Exkurs 1:

Wie im Jahr 2000 das Laubhüttenfest in Straßburg begangen wurde und wie eine traditionelle Laubhütte (Sukka) heute noch gebaut und genutzt wird, das zeigte der Straßburger Thoragelehrte Samuel Dzialoszynski einer Gruppe von Besuchern aus der Ortenau. Dzialoszynski (1927–2004) war bis zu seiner Pensionierung als Leiter eines jüdischen Internats in Straßburg tätig. Während dieser Zeit hat er regelmäßig im Herbst eine große Sukka gebaut, die bis zu 50 Personen aufnehmen konnte. Innerhalb der Hütte errichtete er noch ein kleines Nebengemach, in dem er zusammen mit seinem Sohn über die Feiertage nächtigte. Das vorschriftsgemäß offene Dach ließ sich für den Fall eines unerwarteten Regengusses mit einer Schnur bequem vom Bett aus schließen.

Die Vorschriften an eine solche Sukka sind präzise in einem talmudischen Traktat festgehalten. Die Wände können aus beliebigem Material sein, aber die Decke darf nur aus etwas Gewachsenem bestehen, das jedoch nicht mehr weiterwachsen darf. Viel bleibt da nicht übrig, als etwa Schilf oder Bambusrohre zu nehmen. Letzteres Material deckte auch die Straßburger Laubhütte.

Im Innern war die Sukka reich mit Bildern geschmückt. Eine Tafel mit Sprüchen zu jedem der sieben Festtage, die gleichzeitig für die sieben Stammväter Israels stehen, oder kleine Kinderzeichnungen mit religiösen Symbolen zierte die Wände. Am auffallendsten waren aber die Fenster der Hütte und ein großes, leuchtendes Glasbild, alles eigene Arbeiten von Samuel Dzialoszynski. In Scherenschnitttechnik hatte er in den 1960er-Jahren mit diesen Bildern begonnen. Der vollständige theologische Gehalt seiner symbolreichen Bilder erschließt sich zwar nur dem Kundigen. Doch einige Details erklärte er den Gästen.

Ein Bild aus dem Jahr 1968 zeigt die reiche Themenfülle rund um „Ethrog und Lulav“, also jene Pflanzen, die am Laubhüttenfest in der Synagoge mitgetragen werden. Der Ethrog ist eine wohlriechende Zitrusfrucht und gilt als die Frucht des Prachtbaumes, die im Pentateuch für das Laubhüttenfest vorgeschrieben ist, genauso wie der Lulav, je ein Zweig von Bachweide, Palme und Myrthe, die zusammengebunden werden. Auf dem entsprechenden Fenster der Straßburger Sukka steht der Ethrog für die Gesamtheit der Welt, für den Globus, für das absolut Schöne.



*Ethrog-Fenster von  
Samuel Dzialoszynski. Foto Ruch*

Ein anderes Fenster zeigt die sieben zum Fest eingeladenen Patriarchen. Das dritte und vierte Fenster widmete Dzialoszynski seinem Vater und dem Schwiegervater.

Ein fünftes Fenster ist „rein talmudisch“ gedacht, wie Dzialoszynski meint. Er malte hier Laubhütten, die nicht gestattet sind, die also beispielsweise zu hoch, zu klein, im Schatten eines Baumes oder in der prallen Sonne aufgebaut sind.

Ein besonderer Blickfang in der Sukka aber ist ein Glasbild, das ebenfalls 1968 entstanden ist zum Jubiläum „3300 Jahre Auszug aus Ägypten“. Es steckt voller Symbolik, die sich nur schwer in Worte fassen lässt. Da ist etwa das Zelt Abrahams zu sehen, der darin von einer schwarzen Nacht träumt, die real damals zunächst im Auszug aus Ägypten endete. Der erste und auch der zweite Tempel sind dargestellt. Nach dessen Zerstörung steht nur noch ein Steinhaufen für die Klagemauer. Sechs Kerzen versinnbildlichen die sechs Millionen Juden, die in der schwarzen Nacht der SS endeten. Doch selbst von dort geht ein Weg wieder nach oben, nach Israel. Zu dieser Darstellung des Weges des jüdischen Volkes gesellen sich vielfältige Details, etwa die alten Bilder für die Gesamtheit der menschlichen Person.



*Jubiläumswenster von Samuel Dzialoszynski. Foto Ruch*

Ton bedeutet die Füße (wir sind in Deiner Hand, o Herr, wie der Ton in der Hand des Töpfers), ein Ruder das Auge, Tuch die Hände, Silber ist die Nase, Steine das Herz, Glasbläser meint die Ohren und eine Axt ist die Zunge. Alle diese Bildthemen hat Dzialoszynski in einem mittelalterlichen jüdischen Gebetstext gefunden und umgesetzt.

Es wurden, so schätzte Samuel Dzialoszynski, im Jahr 2000 in Straßburg noch etwa 250 Sukkoth (Plural von Sukka) errichtet. Kaum eine ist aber so geschmückt wie seine, im Hinterhof nahe bei der Großen Synagoge. Deshalb ist es verständlich, wenn seine Enkel nach dem traditionellen gemeinsamen Rundgang durch die Sukkoth der Stadt regelmäßig zum Großvater zurückkehren und einhellig sagen: „Opa, Deine Sukka ist die schönste in ganz Straßburg!“

Ein merkwürdiges Objekt schwebte übrigens oben an der Decke der Laubhütte: Eine Zwiebel, besteckt mit drei Federn. Dahinter, so Dzialoszynski, verbirgt sich ein alter jüdischer Brauch im Elsass, der auf einen verballhornten hebräischen Satz zurückzuführen ist und der lautet: „Wir sitzen hier im Schatten Deiner Fittiche und unter Deinem Schutz.“ Das hebräische Wort für „Schutz“ kann aber auch als „Zwiebel“ fehlübersetzt

werden und der Satz würde dann lauten: „Wir sitzen im Schatten Deiner Zwiebel!“ Dzialoszynski meinte lächelnd, das sei etwa so, wie wenn man eine Banane zu Neujahr schenkt, weil es ja auch heiße: „Bon-Année!“ Die Zwiebel mit den Federn trägt im Jüdischen daher mit Recht den Namen „Der Narr“.

### *Chanukka*

Chanukka gehört zu den so genannten kleinen Festen des Judentums, bei denen weiter gearbeitet werden darf. Es beginnt am 25. Kislev (Dezember) und dauert acht Tage. Das Fest erinnert an die Wiedereinweihung des Jerusalemer Tempels im Jahr 165 v. Chr., nachdem dieser von dem Syrerknig Antiochus Ephiphanes IV. geschändet worden war (vgl. 1 Makk 4, 36–59). Es steht somit symbolisch für den Kampf der Juden um ihre Glaubensgrundlagen und gegen Unterdrückung. An diesen geschichtlichen Hintergrund erinnert auch die Chanukkia, der neunarmige Kerzenleuchter, bei dem jeden Tag der Festwoche ein Licht mehr entzündet wird. Die neunte Kerze, die meist etwas höher steht, heißt „Schamasch“ und dient zum Anzünden der anderen Kerzen. Eine rabbinische Legende besagt, es habe nach der Schändung des Tempels nur noch einen einzigen kleinen Krug geweihtes Öl für die Menora, den Tempelleuchter, gegeben. Dieser Vorrat wäre normalerweise nach einem Tag aufgebraucht gewesen. Doch durch ein Wunder hielt er acht Tage, bis neues geweihtes Öl bereitgestellt werden konnte. Man stellt den Leuchter ans Fenster, vor den Hauseingang oder an sonst einen gut sichtbaren Platz.

Ein sehr beliebtes Lied, das „Maos Zur“, wurde und wird von den aschkenasischen (deutschsprachigen) Juden an Chanukka bei der häuslichen Feier, aber auch in der Synagoge gesungen. „Maos Zur“ (hebr. Festung, Fels) sind die Anfangsworte dieses Liedes. Es stammt aus Deutschland und geht, so wird vermutet, auf das 13. Jahrhundert zurück. Die erste Strophe lautet in Übersetzung:

*„Festung und Fels meiner Rettung, wie schön ist es, Dich zu loben.  
Errichte das Haus meines Gebetes, dort werden wir Dir Dankopfer bringen. Kommt die Zeit des Schlacht-Kampfes (Befreiung) vom wütenden Feind, Dann werde ich vollenden mit Lied und Psalm die Einweihung des Altars.“<sup>49</sup>*

In vielen Erinnerungen der Ortenauer Juden taucht der Name des Liedes im Zusammenhang mit Chanukka auf, etwa bei der nach Luxemburg geflohenen Frau Schnurmann im Brief an den Sohn Siegfried:

„Luxemburg, 14.12.1939

*(...) An Deiner schönen Chanukafeier nahmen wir tüchtig Anteil und lebten so die vergnügten Stunden mit, die Du uns so lebhaft schildertest. Ich kann Dir verraten, auch wir kamen nicht zu kurz. Am 6.12. wird hier der Nikolaustag gehalten, das ist hier der Geschenktag, wie bei uns Weihnachten. Hugo brachte jedem der Hausinsassen ein Päckchen. Tante Marie und ich bekamen jeder feine Namür Pralinen, Vater wunderbare Trauben, so wurde jeder beglückt. Wir hielten auf unserem Zimmer richtig Chanuka. Wir holten bei Tante Linas Schreiner ein passendes Brett und kauften Kerzen. Das war ein Flackern und Leuchten. Wir hatten unsere richtige Freude daran und sangen aus voller Kehle das ‚Maos zur‘ dazu. Sogar zündeten wir einige Male unten an und allen gefielen wieder einmal die jüdischen Weisen. Vater ging jeden Tag zur Synagoge. (...) Mutter.“<sup>50</sup>*

Einen Bericht über die Offenburger Chanukkafeier im Hause Cohn hat die Mutter in ihrem Tagebuch notiert:

*„28. Dezember 1927. Inzwischen war auch Chanukka. Wir bescherten unserer Mädele (Esther) am ersten Abend des Lichterfestes. Ich baute mit viel Freude und Genugtuung über meine große Tochter dem Kind sein Gabentischlein auf und schmückte es schön, so daß es im fertigen Zustand gemeinsam mit dem Chanukka-Leuchter, den mir mein lieber Mann in diesem Jahr schenkte, einen recht festlichen Eindruck machte. Es erhielt ein hölzernes Hottepferd (vom Opa), einen großen bunten Ball, einen Baukasten, eine Spiel-Uhr mit Kette von den Eltern und von der lieben Tante Hilde Holztierchen, eine warme Hose, Schokolade, einen Elefanten so daß das Tischlein voll belegt war. Später noch von Frau Hefner ein Kindersofakissen und von der Friedel Sandgeschirrle dazu. Die Freude hätte man festhalten sollen, als das Mädele am ersten Abend Chanukka unter den brennenden Kerzen sein Tischlein erblickte.“<sup>51</sup>*

Das Offenburger Museum besitzt einen Chanukka-Leuchter aus dem Besitz des Offenburger Viehhändlers Salomon Kassewitz. Kassewitz, geboren 1863 in Schmieheim, seit 1912 in Offenburg ansässig, war 1940 nach Gurs deportiert worden. Ein Nachbar: *„Zusammen mit seinen Leidensgenossen in den Turnsaal der Schillerschule eingeliefert, konnte er sich dort von mir verabschieden mit den Worten: ‚Sag Deinem Vater, er soll sich um den restlichen Haushalt kümmern.‘ In jener Zeit kam der Leuchter in den Besitz meines Vaters. Wir erhielten noch eine Postkarte aus Gurs, ‚Gut angekommen, reisen bald weiter‘, und dann erst um 1949 einen Brief aus Montevideo.“<sup>52</sup>*

Ein weiterer Chanukka-Brauch war und ist das Treidel-Spielen, bei dem sich die Kinder ein paar Münzen oder Süßigkeiten verdienen können. Der



*Chanukka-Leuchter. Judaica-Sammlung Museum Offenburg*

Treidel ist ein Kreisel, auf dessen Flächen die hebräischen Anfangsbuchstaben des hebräischen Satzes stehen: Ness Gadol Haja Sham (= „Ein großes Wunder geschah damals“). Eva Mendelsson, aufgewachsen in Offenburg: *„Man spielt für Geld. Jedes Familienmitglied hat eine Summe Geld vor sich liegen, welches es bereit ist zu verlieren. Wenn der Würfel auf X fällt, heißt es, man muß geben; fällt er auf Y, passiert gar nichts, und wenn er auf Z fällt, dann bekommt derjenige von allen Spielern das Geld, das in der Mitte liegt. Fällt der Treidel auf A, dann bekommt derjenige die Hälfte von dem, was in der ‚Kitty‘ liegt. So haben wir es wenigstens zu Hause gespielt.“*<sup>53</sup>

Auch Arnold Lederer, aufgewachsen in Offenburg, kannte das Treidelspiel: *„Es gibt einen andern Brauch an Chanukka mit einer Art Würfel, den man dreht wie einen Kreisel. Er hat sechs Ecken, Flächen, und auf jeder Fläche steht eine Zahl. Zu dem Würfel sagte man das Chanuka-Trenderle. Trenderle kommt von Drehen.“*<sup>54</sup>

Nonnenweier: *„Nach dem Abendessen an Chanukka vertrieben sich Erwachsene und Kinder die Zeit mit einem Würfelspiel, dem ‚Trenderle‘. Man spielte um kleine Geldbeträge oder um Nüsse. Oft nahmen Gäste daran teil.“*<sup>55</sup>

Am Sonntag, 3.12.1939, schreibt Esther Cohn in ihrem Tagebuch über die Chanukkafeier im Münchner Kinderheim, wo sie, getrennt von Schwestern und Eltern; lebt: *„Hoffentlich sind wir nächstes Jahr um diese Zeit alle zusammen und können gemeinsam das schöne ‚Maos zur‘ singen. Letztes Jahr um diese Zeit war mein guter Papi auch nicht da, er kam erst*

*Chanukka-Trenderle. Holz und  
Plastik. England 1993. Geschenk  
Eva Mendelsson,  
Judaica-Sammlung Museum  
Offenburg*



*am letzten Chanukka-Tag zurück von seinem unfreiwilligen Winteraufenthalt. (Eduard Cohn war am 10.11.1938 nach Dachau deportiert worden.)  
Wie war damals die Freude groß.“*

Dienstag 7.12.39:

*„Heute ist schon der zweite Tag Chanukka, und gerade kommen wir vom Entzünden. Es war schon schön, aber so feierlich wie bei uns zuhaus war es bis jetzt noch nicht. Frl. Bendix selbst kann kaum Iwoth, sonst würde es bestimmt viel schöner sein. Das ‚Maos zur‘ wird hier auch so schnell gesungen, das gefällt mir gar nicht. Ich würde sehr gerne einmal zu Hause beim Entzünden sein, aber wir dürfen nicht. Dagegen wunderschön ist es, wenn die vielen kleinen Kerzlein brennen.“*

Montag, 11.12.39:

*„Gestern hatten wir unsere Bescherung. Ich bekam viele schöne Sachen und zwar alles was ich mir wünschte. Ein wunderschönes Tragenecesaire mit zwei Scheren und 2 Döschen und noch vieles anderes. Dann war auf dem wunderschön hergerichteten Gabentisch ein Nähkasten mit Futtertäscherl, ein Teller mit Konfekt und Äpfel. Ich habe mir diesen Gabentisch lange nicht so schön vorgestellt, als er wirklich war.“<sup>56</sup>*

Auch Esthers Schwestern Myriam und Eva haben in ihrem Schweizer Fluchtort Erinnerungen an Offenburger Chanukkatage festgehalten:

*„Ascona, 20.11.1943. Gutes Vatilein! (...) Nun ist schon bald Chanuka. Oh, wenn ich mich erinnere jetzt an frühere Chanukas. Es war immer so ein schönes Fest. Wir waren alle glückliche zufriedene Menschen. Wie schön war es doch, als wir abends die Lichtlein entzündet haben, und wir gemeinsam unser schönes altes Lied ‚Maos-zur jeschuosi‘ sangen. Und jeden Tag mehr Lichtlein. Und am 7ten Tag, wenn sie alle brennen, dann machten wir das grosse elektrische Licht aus und sahen zu, wie die Kerzlein so langsam eins nach dem andern verlöschten. Das ist uns immer so ein friedlicher Augenblick gewesen. Auf diese Abende hatten wir uns immer gefreut.“<sup>57</sup>*

Auch Jacob Picard hat kurz beschrieben, wie das alte Lied in Wangen am Bodensee erklang: *„Chanukka, wo wir das Maos Zur wie ein Kampflied sangen ...“<sup>58</sup>* Mit großer Inbrunst sang Siegfried Schnurmann dieses Lied noch in hohem Alter. Eine Tonaufnahme befindet sich in der Judaica-Sammlung des Museums Offenburg: ein einzigartiges Dokument mit weiteren musikalischen Beispielen der in Offenburg gesungenen synagogalen Musik.

Das Chanukka-Spiel schildert Clementine Neu im Tagebucheintrag vom 12. Dezember 1923: *„Chanuka waren wieder Tage, d. h. Abende der Freude. Man spielte nicht um Geld, denn es gibt noch keine Pfennige – 1 Pfennig sind 10 Milliarden –, sondern um Nüsse und Chocolate. Aber das Interesse war nicht weniger groß. Wie viele schöne, alte Erinnerungen birgt dieses Fest. Die schönen Spielabende daheim und die großen Einladungen, wo das halbe Dorf geladen war. Das Gröschle, das Suchen nach Pfennigen. Alis (Tochter Alice) hat mich mit einer reizenden Handarbeit überrascht und die Buben beschenkten mich mit ihren Handfertigkeiten-Modellen.“<sup>59</sup>*

Als Chanukka-Geschenk erhielt Esther Cohn 1939 ein leeres Tagebuch von der Mutter. In diesem Heft hat sie die folgenden Jahre bis zur Deportation nach Theresienstadt festgehalten.

*„Sonntag, 3.12.1939 München. Ich freute mich auf diesen Sonntag ganz besonders, da ich Muttis Chanukka-Geschenke mitgenommen habe. Mutti hat sich sehr gefreut damit. Ich mich auch, als ich sah, wie sie sich freute. Auf einmal sagt Mutterle zu mir: ‚Mach mal die Augen zu und dreh dich rum.‘ Jetzt dachte ich mir, daß ich meine Geschenke in Empfang nehmen darf. Mutti setzte mir eine grünseidene Kapuze auf, die ich mir gewünscht habe. Als ich nachher auch noch das gewünschte Tagebuch mit Schlüssel bekam, war ich ganz selig. Ich fiel meiner süßen Mutti um den Hals und bedankte mich vielmal.“<sup>60</sup>*

### *Purim*

Das Fest Purim (Losfest) erinnert an die Rettung der Juden vor dem Mordanschlag Hamans durch die Königin Esther. Purim ist ein Fest der Freude und der Nächstenliebe. Jeder soll an diesem Tag gut essen, auch Alkohol ist ausdrücklich erlaubt.

Es war in Nonnenweier üblich, Purimküchle (fettgebackene Küchlein, die den Fasnetküchle der Christen ähneln) zu backen.<sup>61</sup> Die Kinder verkleideten sich und zogen durch die Gemeinde. Theaterstücke wurden aufgeführt, die das Thema darstellten. Diese Tradition kannte man auch in der jüdischen Gemeinde Offenburgs. Ein Purim-Spiel aus der Stadt ist erhalten geblieben. Es stammt von der Schriftstellerin Sylvia Cohn, die es 1935 zur Aufführung in der Synagoge dichtete. Behandelt wird darin der alte, biblische Stoff vom Verbrecher und Massenmörder Hamann und der Retterin Israels, Esther. Sylvia Cohn selbst aber ist dem Hamann (Hitler) des 20. Jahrhunderts zum Opfer gefallen.<sup>62</sup>

Ansonsten feierten die Offenburger Juden die weltliche Fasnacht zusammen mit allen Mitbürgern. Auch in einem bekannten Offenburger Fasnachtsspruch verbirgt sich eine Erinnerung an die Juden der Stadt. Denn das lauthals gerufene *„Hoorig, hoorig, hoorig isch die Sau, und wenn die Sau nit hoorig wär, no hätt der Stein kei Rosshoor mehr“* bezog sich scherzhaft auf die Rosshaarspinnerei Stein in der Lange Straße. Auch diese Firma wurde dann im Dritten Reich „arisiert“, die jüdischen Besitzer vertrieben oder getötet. Das ehemalige Fabrikgebäude (wenige Meter von der Synagoge auf der andern Straßenseite entfernt) ist erst 1998 endgültig abgebrochen worden. Lächelnd erinnerte sich Siegfried Schnurmann (1907–2004) noch kurz vor seinem Tode an diesen Fasnachtsvers aus seiner Offenburger Kinderzeit.

Clementine Neu notierte 1924:

*„In den Tagen meines Aufenthaltes (in Wangen am Bodensee) fiel auch das Purim-Fest. Ich feierte es zusammen mit Bruno Rothschild und seinen Freunden, aber bedauerte nicht wenig, daß ich hier (in Offenburg) das Fest nicht besuchen konnte. Ich hatte für Erich und Alis eine Schnitzelbank gedichtet, die großen Anklang fand, und dabei der kleine Erich den Haupterfolg des Abends zu verzeichnen hatte. Er hatte die Rolle des Schnorrers, der sich für hiesige Neuigkeiten interessiert. Er kam mit Cylinder, kaputen Regenschirm, Schnupftabaks und farbigen Taschentuch. Alis und Erwin hatten zu musizieren feine klassische Sachen. Erich hat sich geradezu berühmt gemacht als Komiker, die Begeisterung war ungeteilt.“<sup>63</sup>*

Arnold Lederer: *„Es gab natürlich ausgesprochen jüdische Veranstaltungen an Freudenfesten, wie z. B. der jüdische Karneval, das Purimfest, wo die Jugend unter sich getanzt hat und Theater gespielt wurde.“<sup>64</sup>* „Am



Mesusa mit Pergamentstreifen. Judaica-Sammlung Museum Offenburg

*Purimfest hat man sich verkleidet. Die jungen Leute gingen in den Badischen Hof zum Purim-Ball. Mancher fand dort den späteren Ehepartner.*<sup>65</sup>

Doch: Ein Nonnenweierer Jude, einer „liberalen“ Familie angehörig, erzählte lachend, er habe von den religiösen Bräuchen so gut wie nichts gewusst. Als er einmal den Purim-Ball organisieren sollte, musste er erst „im Brockhaus nachschlagen“, was es mit Purim auf sich habe.<sup>66</sup>

### Mesusa

Mesusa bedeutet eigentlich Türpfosten, bezeichnet aber eine meist längliche Schriftkapsel am Türpfosten. Sie enthält einen Pergamentstreifen mit der Aufschrift von zwei Abschnitten aus dem Alten Testament (5. Buch Mose 6, 4–9 und 11, 13–21). Es ist ein alter jüdischer Brauch, sie am rechten Türpfosten – vom Eintretenden aus gesehen – eines Wohnraumes oder Wohnhauses (außer am Badezimmer bzw. der Toilette) anzubringen.

Ihre Bedeutung geht auf die Thora zurück, wo es heißt: „Du sollst die Worte, die ich dir heute sage, schreiben an die Pfosten deines Hauses und an deine Türe.“ (5. Buch Mose 6,9 und 11,20).

In einem traditionellen jüdischen Haushalt befindet sich nicht nur an der Haustür, sondern an jedem Türrahmen eine Mesusa. Sie wird im oberen Drittel des (von außen gesehen) rechten Türpfostens in einem Winkel von 45° geneigt angebracht, und zwar so, dass das obere Ende zum Raum zeigt. Diese Anordnung entstand aus einer Diskussion unter den jüdischen Gelehrten, ob die Mesusa senkrecht oder waagrecht anzubringen sei; als Kompromisslösung einigte man sich auf diese geneigte Stellung.

An manchen ehemals jüdischen Häusern kann man auch in der Ortenau noch Reste der Vertiefungen erkennen, in denen die Mesusa-Kapseln eingebettet waren.

Baron Albert Roeder von Diersburg hat vor Jahren ein kleines Heimatmuseum in einem Nebengebäude seines Landsitzes eingerichtet. Der Sandsteintürbogen der Eingangstüre zum Museum stammt von einem ehemaligen jüdischen Wohnhaus und die darin enthaltene Mesusa wird heute noch im Museum aufbewahrt.<sup>67</sup> Eine weitere Mesusa steckte in einer kleinen Kapsel im Türrahmen der ehemaligen Judenschule in Altdorf und wird vom jetzigen Eigentümer aufbewahrt.<sup>68</sup>

Verkauft ein Jude sein Haus an einen Nichtjuden, müssen alle Mesusoth (Plural von Mesusa) abgenommen werden, damit sie nicht entweicht werden. Susi Greilsheimer, 1926 in Offenburg geboren, antwortete auf die Frage, was mit der Mesusa am Haus in der Gymnasiumstraße geschah bei der Oktoberdeportation des Jahres 1940 nach Gurs: „Ja, die hab ich weggemacht. An jedem Pfosten. Oben war noch die Farbe darauf, ich hab sie mitgenommen.“<sup>69</sup>

1997 hat das Offenburger Museum im Rahmen einer kleinen Feierstunde, bei der auch Mitglieder der Offenburger Jüdischen Gemeinde teilnahmen, am Eingang zur neu eingerichteten Judaica-Abteilung eine Mesusa anbringen lassen. Gestiftet hatte sie Dr. Erwin Neu (Paris), der Sohn des letzten Synagogenvorstandes Emil Neu. Landesrabbiner Sousson vollzog die rituelle Handlung.

### *Holegrasch*

Dieses Fest der Namensgebung des Neugeborenen ist ein alter Brauch im Südwesten, der an manchen Orten nur bei Mädchen, anderswo bei beiden Geschlechtern ausgeübt wurde. Er wird in mehreren Quellen genannt.

Sylvia Cohn aus Offenburg hat ausführlich darüber geschrieben.

*„Am 18. September 1926, am Jomhakupurim, nachmittags 5 Uhr, um die Stunde der Seelenfeier kam unsere Esther Lore zur Welt. Ein rosa Strampelchen, 6 Pfund 350 gr schwer, mit hellen, blauen Guckerchen, vielen braunen Härchen, einem Stupsnäslein, einem süßen, fein geformten Mündchen, das zur Begrüßung die ersten hellen Schreie hören ließ, ohne sich lang bitten zu lassen – so stellte sie sich uns vor.*

*7. Oktober. Am Samstag, übermorgen, ist ‚Holegrasch‘. Da bekommt unser Kindchen den Segen und empfängt offiziell seinen Namen. Damit ist von altersher ein schöner Brauch verknüpft. Alle jüdischen Kinderchen kommen zu der Feier ins Haus, heben dreimal den Wagen hoch, in dem das Ganzkleine liegt, rufen dreimal: ‚Holegrasch, wie soll das Kindlein heißen?‘ ‚Esther Lore‘ wird bei uns die hübsche Antwort lauten. Dann kommt, soweit ich weiß, ein Segen und ein Gebet, alsdann nehmen die Kinder ihre Zuckertüten in Empfang, die (so wills die Sitte) in einem Waschkorb aufgehäuft bereit liegen. Dann trollen sie sich ab. Aber wehe der jungen Mutter, die nichts Feines in die Tüten hineingetan hat! Und dreimal wehe, wenn sie zufällig in Hansels ‚Guck‘ (Tüte) ein Gutsele mehr hineinrutschen ließ als in Gretels seine. Das wird sofort auf der Straße mit peinlicher Genauigkeit geprüft und – gerichtet. Wie herrlich war das doch, – auch mir eine köstliche Erinnerung aus dem Kinderland!*

*11. Oktober. Also am Samstag war Holegrasch. Ein goldiges Fest ist daraus geworden und alles hat tadellos geklappt. (...) Herr Schnurmann kam pünktlich und mit ihm ein ganzer Schwarm von Kindern, große und kleine, Buben und Mädels. Ja, selbst die ganz Kleinen, die niedlichsten Bürgerchen und Bürgerinchen unserer Gemeinde kamen auf dem Arm ihrer Pflegerinnen und Kinderschwestern, um Esther-Lores Fest anzuwohnen. (...) Und auch dann, als mein Kleines den Segen empfing, den Segen der Religion, den Segen des Vaters, den Segen der Mutter, – auch dann hielt es der Traumgott selig umfassen. Will's Gott, daß unser Kind später im Leben auch ein so dickes Fellchen habe (allerdings nur gegen Unangenehmes), dann wird nichts so leicht es aus der Ruhe bringen. (...) Herr Rabbiner Dr. Zlocisti erklärte mir übrigens die Bedeutung des Wortes, die ich schon lange gern gewußt hätte. Es kommt aus dem Französischen und heißt: ‚haut la crèche, ‚Hoch die Wiege‘ und ist ursprünglich nur im Brauch des Elsaßes und Süddeutschlands.“<sup>70</sup>*

Rust: *„Die Wöchnerinnen hielt man, auch bei uns Juden, stets von Hexen bedroht und heftete deshalb in ihrem Zimmer, an allen vier Wänden, Zettel mit frommen Sprüchen und Gebeten an. Um das Bett der Wöchnerin wurden jeden Abend Kreise gezogen, innerhalb derselben sich nichts Böses heranwagen sollte. Daher stammt auch der Ausdruck ‚Holechgrasch‘, der den ersten Ausgang bedeutet und aus dem jüdisch-deutschen Wort ‚Holech-Kreis‘ zusammengesetzt ist: Sie geht aus dem Kreis. Nachträglich erfuhr ich, daß ‚Holechgrasch‘ aus dem Französischen komme und bedeutet ‚Hoch die Wiege!‘“<sup>71</sup>*

Nonnenweier: *„Die Wöchnerin verließ das Haus erstmals einige Wochen nach der Geburt, an einem Samstag. Ihr erster Weg führte in die Synagoge. Am Nachmittag dieses Tages wurde zu Hause ein kleines Fest abgehalten, die sogenannte Holegrasch, sowohl bei neugeborenen Mädchen wie bei Jungen. Die Verwandten, vor allem aber die jüdischen Kinder aus dem Dorf, wurden dazu eingeladen. Das Neugeborene lag in einem Korb, alle Kinder stellten sich um den Korb herum. Zunächst wurde ein Gebet gesprochen. Dann hoben die größeren Kinder den Korb mit dem Neugeborenen dreimal in die Höhe und alle riefen dazu: ‚Holegrasch, Holegrasch, wie soll’s Bubbele heiße?‘ Dabei wurde der weltliche Name des Kindes genannt. ‚S Bubbele soll Schoschana heiße!‘ Anschließend bekamen alle Kinder Schleckereien. In Nonnenweier kam dieses Ereignis jedoch nur noch sehr selten vor, denn es gab sehr wenig Nachwuchs.“<sup>72</sup>*

Von 1900 bis 1912 war Pfarrer Heinrich Neu in Schmieheim tätig. Dort hat er zahlreiche jiddische Wörter gesammelt, darunter auch einen Beleg für „Houlegrasch: Bescherung bei der Geburtstagsfeier.“<sup>73</sup> Ebenfalls jiddische Wörter hat Sigmund Lion in Ettenheim aufgezeichnet für die Dokumentation des Historischen Vereins. Dort erwähnt er auch „Cholegrasch: Kindstaufe.“<sup>74</sup>

Diersburg: Arnold Lederer erinnerte sich ebenfalls an Holegrasch. *„Das ist ein Brauch, der nur bei Mädchen der Fall war. Man vereinigte sich im Haus und die anderen kleinen Kinder bis zehn, elf Jahre hoben es in seiner Wiege auf. Ich glaube, wir haben gesagt: ‚Hole, hole grasche, wie soll das Kind heißen?‘ Und haben dann den Namen gesprochen und die Wiege auf den Boden gestellt. Darauf haben wir wie beim ersten Schultag eine Tüte bekommen oder einen Sack mit Bonbons. Wir haben sowohl in Diersburg wie hier in Offenburg Holegrasch gefeiert.“<sup>75</sup>*

Zur Namensgebung selbst meinte Siegfried Schnurmann: *„Bei uns feiert man keinen Namenstag. Natürlich weiß ich, wie ich zu meinem Namen Siegfried kam: Bei uns nahm man den Vornamen eines Kindes immer vom ersten Buchstaben des Vornamens des Großvaters. Mein Großvater hat sich Sandel genannt, so jedenfalls ist er gerufen worden, wobei es sich wohl nicht um einen hebräischen Namen handelt.“<sup>76</sup>*

### *Totenbrauchtum*

Mit Sorgfalt und großem Respekt behandeln die Juden ihre Toten. *„Nach jüdischem Verständnis endet die Heiligkeit des Menschen nicht mit dem Tod. Die Gesetze und Bräuche rund um Tod und Trauer haben den Zweck, die Würde des menschlichen Geistes zu stärken.“*<sup>77</sup>

Der Leichnam wird nicht allein gelassen. Es muss jemand da sein, der bis zur Beerdigung bei dem Verstorbenen sitzt und Psalmen aufsagt. Eine solche Person heißt schomer (Wächter).

Frau Schnurmann schrieb an ihren Sohn Siegfried:

*„Offenburg, 17.5.1938 (...) Diese Woche hatte ich wieder Nachtwachen. Frau Rosenstiel, die 87jährige Mutter von Frau Tannhauser ist gestorben. Sie hat es ihnen ganz leicht gemacht; war nur drei Tage gelegen. Ein Glück, daß ihr das Siechtum erspart blieb.“*<sup>78</sup>

Und Siegfried Schnurmann meinte: *„Es gibt ja bei uns die Totenwache, der Tote soll nicht allein bleiben. Die Waschung selbst wird entweder zu Hause vorgenommen oder in einem besonderen Waschraum; in Offenburg hat es damals einen solchen nicht gegeben. Nach der Waschung wird der Tote eingekleidet mit Totenhemd, Mütze, Hose, alles in Weiß, auch weiße Strümpfe, weiße Kippa. Dazu den Tallit (Gebetsschal), der mit in den Sarg gelegt wird, und zwar so, daß die Schaufäden heraushängen. In Freiburg war ich (nach 1945) allein, habe das 25 Jahre allein gemacht, um die Bräuche zu erhalten.“*<sup>79</sup>

Die ersten sieben Tage nach dem Tod (schiwa = sieben) gelten als erstes Stadium der tiefen Trauer. Während dieser Zeit des „Schiwa-Sitzens“ benutzen die Juden zum Sitzen keine Stühle, sondern Schemel oder Kissen, die auf dem Boden liegen.

Clementine Neu berichtet in ihrem Tagebuch von den Trauertagen für ihren Vater: *„30.12.1931. Eben komme ich von Wangen, wo wir die acht Tage um den Tod des lieben Papas (Ludwig Wolff-Picard, 1850 in Wangen geboren) gesessen sind. Ich habe ihn noch einmal gesehen. Zum letzten Mal unseren guten lieben Papa, der sich so unendlich immer freute, wenn ich heim kam. Ganz unverändert war das liebe Gesicht, er ist schmerzlos entschlafen. Es war in diesen Tagen so viel Gefühl der Zusammengehörigkeit und selbst Natus hat diese acht Tage gehalten, wie ein frommer Mann.“*<sup>80</sup>

Am 28.11.1938 erging die Anweisung des Offenburger Oberbürgermeisters, *„daß die Bewachung von Judenleichen in der städtischen Leichenhalle durch Juden mit sofortiger Wirkung einzustellen ist. Falls zurzeit eine solche Bewachung stattfindet, ist sie sofort aufzuheben. Einem etwaigen Einschreiten der SS sind nicht nur keine Schwierigkeiten zu bereiten,*

sondern deren Maßnahmen zu unterstützen“. Dieser Beschluss ist ein Beleg für jüdisches Bestattungsbrauchtum, denn mit der „Bewachung“ war natürlich eine Totenwache gemeint, die von den Juden selbstverständlich gehalten wurde. Es muss für viele Angehörige sehr bitter gewesen sein, von nun an ihre Verstorbenen in der Leichenhalle bis zur Beerdigung allein zu lassen.

Das neue Verbot des Oberbürgermeisters wurde noch am selben Tag durchgesetzt: *„Herr Revisor Brand, Sturmbannführer der SS, teilt mit, er habe vergangene Nacht viel Licht im Leichenhaus wahrgenommen. Er sei in den Friedhof gegangen und habe dabei festgestellt, daß zwei Juden (darunter ein Mann von ca. 26 Jahren) Totenwache hielten. Er habe den Friedhofaufseher im Wagnerbräu geholt und ihn gebeten, mit auf die Polizeiwache zu gehen und Anzeige zu erstatten. Die Polizei sei dann mitgegangen, habe aber nichts veranlaßt. Der Friedhofaufseher habe den Juden gesagt, Sturmbannführer Brand habe die Anzeige erstattet. Dagegen verwahrt sich dieser: Es sei nicht nötig gewesen, die Juden davon zu verständigen (wer die Anzeige gemacht habe).“* Aus der dokumentierten Anzeige geht im Übrigen hervor, daß es den Juden bislang bei Tag und Nacht gestattet gewesen war, bei ihren Toten Wache zu halten. Dazu hatten sie ein bestimmtes Zimmer in der Friedhofskapelle reserviert bekommen. Die Einrichtung des Raumes stellte die israelitische Gemeinde. Der Bürgermeister setzte nun durch: *„Ich ordnete an, daß das Zimmer sofort geräumt wird und die Einrichtungsgegenstände in einer Kiste zusammengestellt werden.“*<sup>81</sup>

## Exkurs 2: Von Wirtshäusern, vom Essen und Trinken und von den Haaren

Eine Volkskunde der Ortenauer Juden wird viele Bereiche des Alltags- und Festtagslebens erschließen können, wird Sportvereine und Zionistische Ortsgruppen ebenso wie Logen und Synagogenchöre zu dokumentieren haben. Die Unterschiede zwischen städtischem und dörflichem Leben werden genau zu beachten sein. Drei Themen mögen diesen ersten Versuch beschließen.

### Jüdische Wirtshäuser

Um die rituellen Speisegesetze einhalten zu können, aber natürlich auch, um sich mit anderen Juden treffen zu können, waren diese Treffpunkte wichtig für die Landjuden. Wenige Beispiele: In Friesenheim betrieb bereits Ende des 18. Jahrhunderts die Witwe des Lazarus Mayer eine koschere Wirtschaft. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam eine weitere hinzu, das spätere Gasthaus Linde.<sup>82</sup> In Diersburg trafen sich die Juden im Badischen Hof. Für Nonnenweier ist David Franks Wirtschaft belegt, „die beste Wirtschaft im Ort und preiswert dazu.“ Nach Franks Tod wurde sie von der

Witwe und deren Töchter weitergeführt. Für Altdorf nennt Maria Schwab den „Hirsch“ als Treffpunkt der Juden, wo sich die Männer nach dem Mittagessen zum Kartenspiel, dem „Därdili“ trafen.<sup>83</sup> In Offenburg war während der Nazizeit das Café Weil<sup>84</sup> zum wichtigen Ort geworden, usw.

### Essen und Trinken

Über traditionelle jüdische Speisen der Ortenau ist nur wenig bekannt. Elfie Labsch-Benz nennt für Nonnenweier aber immerhin für den ersten Pessachtag ein Fischgericht: *„Der Fisch wurde mit Zwiebeln, Knoblauch und Petersilie in einer weißen Mehlsöße am Vortag gekocht, dann gestockt und kalt gegessen.“*<sup>85</sup> Für das Wochenfest Schavuot (sieben Wochen nach Pessach) ist dort auch der „Koltesch“ dokumentiert, ein Hefezopf mit Rosinen.

Als Altdorfer Sabbatspeise notierte Maria Schwab: *„Die jüdische Hausfrau knetet den Teig für die ‚Bärches‘ aus schönem Weizenmehl. Ehe sie den Teig zu einer zopfartigen Form flocht, sprach sie ein Lobgebet auf den ewigen Gott. Am Freitagnachmittag brachte man die Teigzöpfe zum Backen in Kaufmanns Mazzot-Bäckerei. Auch Grünkern- und Bohnensuppe und ‚Magenkugel‘ hatte so manche Jüdin vorbereitet. (...) Reich und festlich sollte am Freitagabend das Mahl sein. Die Altdorfer Juden verstanden es, gut zu essen. Koscheres Rindfleisch, Gänse oder Hähnchen standen auf dem Speiezettel.“*<sup>86</sup> Zum Ausklang von Jom Kippur gab es Nudelsuppe, Rindfleisch, Kartoffel und Gemüse, später Kaffee und Kuchen.<sup>87</sup>

### Haartracht, weiblich – männlich

Für Rust stellte Rosalie Hauser fest: *„Einem uralten Herkommen nach trugen die Jüdischen Frauen, besonders auf dem Lande, wie die Nonnen oder Barmherzigen Schwestern, ihre Haare verborgen. Gewöhnlich trugen sie unter ihren weißen Hauben schwarze Bänder über der Stirn, die Spitzen der gekrausten Hauben wurden meist, nicht wie heute mit der Brennschere bearbeitet, sondern auf Brettchen mit eingelegten Stäbchen oder Strohhalmen ‚goffriert‘ (gekraust). Samstags trugen sie ächte Spitzenhauben mit farbigen Bändern. Die erwähnten schwarzen Stirnbänder wurden später aus Krepp, mit feinen Säumchen und weißem Scheitel hergestellt, damit es Haare vortäuschen sollte. Nachdem durch die Eisenbahnen sich der Verkehr unendlich gesteigert hatte, genierte es die jungen Frauen, sich durch besondere Kopfbedeckung auszuzeichnen. Die eigenen Haare sollten aber verdeckt sein. Da verfielen sie auf etwas Widersinniges: Sie verdeckten dieselben durch falsche. Nach der Emanzipation der Juden und besonders nach dem 1870er Krieg, der die Konfessionen einander näherbrachte, wurde mit der Tradition des Haareverbergens gebrochen.“*<sup>88</sup>

„Nach alter Tradition durften sich die Männer nicht rasieren lassen. Die Schere mußte den Dienst des Bartentfernens besorgen. Es war possierlich anzusehen, wie sie, vor dem Spiegel stehend und mit der Zunge die zu scherenden Backen auftreibend, sich dieser Prozedur aussetzten. Meine Großmutter sagte: Die Schafe werden geschoren, die Schweine geschabt.“<sup>89</sup>

### Quellen

- Aus der Heimat verjagt*: Ruch, Martin: Aus der Heimat verjagt. Zur Geschichte der Familie Neu. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden 1874–1998. Konstanz 1998.
- Baumann*: Baumann, Ulrich: Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badischen Landgemeinden 1862–1940. Hamburg 2000.
- Diersburg*: Diersburg: Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940. Hrsg. Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Hohberg. Haigerloch 2000.
- Dokumentation*: Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945. Offenburg 1995.
- Familie Cohn*: Ruch, Martin: Familie Cohn. Tagebücher, Gedichte, Briefe einer jüdischen Familie aus Offenburg. Offenburg 1992.
- Friesenheim*: Stude, Jürgen: Die jüdische Gemeinde Friesenheim. Geschichte, Schicksale, Dokumente. Friesenheim 1988.
- Hagada*: Rosenthal, Nicolas Rosenthal: Hagada des 20. Jahrhunderts. Ein Vermächtnis. Historischer Verein Kehl, 2000.
- Hauser*: Hauser, Rosalie (1840–1924): „In meinem Heimatdorfe Rust ...“ Erinnerungen einer badischen Jüdin an das Alltagsleben im 19. Jahrhundert. Hrsg. Gemeinde Rust. Rust 2004.
- In ständigem Einsatz*: Ruch, Martin: In ständigem Einsatz. Das Leben Siegfried Schnurmanns. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden. Konstanz 1997.
- Judaica*: Katalog Judaica, Museum im Ritterhaus Offenburg. Offenburg 1997.
- Jüdische Stimmen*: Ruch, Martin: Jüdische Stimmen. Interviews, autobiografische Zeugnisse, schriftliche Quellen zur Geschichte der Offenburger Juden in der Zeit von 1933–1945. Gedenkbuch. Offenburg 1995.
- Jüdische Welt*: Kolatch, Alfred: Jüdische Welt verstehen. Sechshundert Fragen und Antworten. Wiesbaden 1996.
- Kippenheim*: Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852–2002. Hrsg. im Auftrag des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim von Uwe Schellinger. Heidelberg 2002.
- Labsch-Benz*: Labsch-Benz, Elfie: Die jüdische Gemeinde Nonnenweier. Jüdisches Leben und Brauchtum in einer badischen Landgemeinde zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sonderausgabe für die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. 1980.
- Lahr*: Kattermann, Hildegard: Geschichte und Schicksale der Lahrer Juden. Lahr 1976.
- Schicksal und Geschichte: Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden 1938–1988 Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier. Hrsg. Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Ettenheim. Ettenheim 1988.
- Sylvia Cohn*: Mendelsson, Eva/Ruch, Martin: Sylvia Cohn, 1904–1942. Gedichte und Briefe. Norderstedt 2004.

*Anmerkungen*

- 1 In: Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Ettenheim (Hrsg.): Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier. Ettenheim 1988, 285–296, hier 286.
- 2 Labsch-Benz, Elfie: Die jüdische Gemeinde Nonnenweier. Sonderausgabe für die Landeszentrale für politische Bildung, Stuttgart 1980. – Diese Monographie wurde 1978 in französischer Sprache an der Straßburger Universität bei Prof. Julien Freund als Masterarbeit im Fach Soziologie vorgelegt.
- 3 Hauser, Rosalie: „In meinem Heimatdorfe Rust ...“ – Erinnerungen einer badischen Jüdin an das Alltagsleben im 19. Jahrhundert. Hg. von der Gemeinde Rust. Rust 2004.
- 4 Welche fundierten und erhellenden Aussagen hier möglich sind, zeigen die Ausführungen von Uwe Schellinger über die Kippenheimer Chewra Kadischa in dieser „Ortenau“.
- 5 Jüdische Welt, 184.
- 6 Schicksal und Geschichte, 380.
- 7 In ständigem Einsatz, 21.
- 8 Jüdische Stimmen, 101.
- 9 Gepriesen seist Du, Ewiger, unser Gott, der die Frucht der Erde geschaffen hat.
- 10 Familie Cohn, 55.
- 11 Belli, Joseph: Die rote Feldpost unterm Sozialistengesetz. Berlin 1978, 51 ff. (Nachdruck der ersten Auflage 1912).
- 12 Hauser, 81, 85, 87.
- 13 Friesenheim, 36.
- 14 Labsch-Benz, 90.
- 15 Labsch-Benz, 91.
- 16 Schicksal und Geschichte, 287.
- 17 Jüdische Stimmen, 105.
- 18 Diersburg, 129.
- 19 Diersburg, 130.
- 20 Hagada, 143.
- 21 Sylvia Cohn, 63.
- 22 Labsch-Benz, 97.
- 23 Familie Cohn, 210, 222.
- 24 Hauser, 67.
- 25 Lahr, 40.
- 26 Judaica, o.S.
- 27 Judaica, o.S.
- 28 Labsch-Benz, 98.
- 29 Schicksal und Geschichte, 290.
- 30 Labsch-Benz, 95.
- 31 In ständigem Einsatz, 21.
- 32 In ständigem Einsatz, 45.
- 33 In ständigem Einsatz, 54.
- 34 Stadtarchiv Offenburg, Mskpt., 25.
- 35 Jüdische Welt, 222.
- 36 Labsch-Benz, 114.
- 37 Hauser, 87.
- 38 In ständigem Einsatz, 57.

- 39 Dieser Zeitungsbericht über die Schlossergasse wurde am 7.9.1940 erneut und Wort für Wort abgedruckt – diesmal jedoch ohne die Nennung der Laubhütten und der jüdischen Familien. Als habe es sie nie gegeben.
- 40 D'r alt Offeburger, Nr. 1418, 26.9.1926.
- 41 Hauser, 85.
- 42 Labsch-Benz, 102.
- 43 Schicksal und Geschichte, 288–289.
- 44 Diersburg, 122 f.
- 45 Jüdische Stimmen, 103.
- 46 Diersburg, 167.
- 47 Aus der Heimat verjagt, 84.
- 48 Jacob Picard: Erinnerung eigenen Lebens. In: J.P. Werke. 2 Bd. Hg. v. Manfred Bosch. 1991, Bd. 2, 171 ff., hier 216.
- 49 Das Lied kann im Internet angehört werden:  
<http://www.hagalil.com/judentum/feiertage/hanukah/maos-zur.htm>.
- 50 In ständigem Einsatz, 62.
- 51 Familie Cohn, 54.
- 52 Judaica, o.S.
- 53 Judaica, o.S.
- 54 Jüdische Stimmen, 104.
- 55 Labsch-Benz, 103.
- 56 Familie Cohn, 118–122.
- 57 Familie Cohn, 217 f.
- 58 Picard, wie Anm. 48, 217.
- 59 Aus der Heimat verjagt, 32.
- 60 Familie Cohn, 117.
- 61 Labsch-Benz, 104.
- 62 Sylvia Cohn, 157 ff.
- 63 Aus der Heimat verjagt, 33.
- 64 Jüdische Stimmen, 97.
- 65 Diersburg, 167.
- 66 Labsch-Benz, 97.
- 67 Abbildung in: Diersburg, 190.
- 68 Schicksal und Geschichte, 297.
- 69 Judaica, o.S.
- 70 Familie Cohn, 48–50.
- 71 Hauser, 111.
- 72 Labsch-Benz, 107.
- 73 Schicksal und Geschichte, 190.
- 74 Schicksal und Geschichte, 190–192.
- 75 Diersburg, 163.
- 76 In ständigem Einsatz, 22.
- 77 Jüdische Welt, 61.
- 78 In ständigem Einsatz, 47.
- 79 In ständigem Einsatz, 82.
- 80 Aus der Heimat verjagt, 39.
- 81 Dokumentation, 443 f.
- 82 Friesenheim, 40 f.
- 83 Schicksal und Geschichte, 287.

- 84 Dokumentation, 270 ff.
- 85 Labsch-Benz, 98.
- 86 Schicksal und Geschichte, 286.
- 87 Schicksal und Geschichte, 288.
- 88 Hauser, 81.
- 89 Hauser, 111.